2 Reflexion und Anpassung – Über die Forschungssituation in Deutschland und das wissenschaftliche Streben nach Innovation durch Interdisziplinarität

2 Reflection and adjustment - About the research situation in Germany and the scientific pursuit of innovation through interdisciplinarity

Felix Paetzel

Abstract

The starting point of this paper is the question how different scholars from different scientific cultures come together to work on a certain subject, in our case the broad term “mobility”. I argue that the postmodern perception of knowledge and technology, as uncertain paired with the permanent social need for innovation, created a scientific landscape where interdisciplinarity is one of the most popular answers to our epistemic problems, especially in the growing area of external funding. In the following, I describe certain aspects of the landscape of research in Germany in particular the Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) as the largest institution of external funding and their implementation of innovation and interdisciplinarity. Finally, I discuss the origins of our research group which, in the zeitgeist of modern researching and due to the research proposal to the DFG, tried to find an innovative approach to the term mobility in an interdisciplinary setting.

Keywords

Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – Drittmittelforschung – Interdisziplinarität – Innovation – Sonderforschungsbereiche (SFBs)

Einleitung

Der Wissenschaftshistoriker de Solla Price hat in den 1960er Jahren den Versuch unternommen, die Entwicklung der Wissenschaften zu quantifizieren. Ungeachtet der wissenschaftstheoretischen Kritik, dass wissenschaftliches Wissen ein qualitatives Erzeugnis ist, welches schwerlich in Zahlen ausgedrückt werden kann, hat de Solla Price doch anhand der Anzahl von Publikationen sowie von Zitationen als Indikator der wissenschaftlichen Entwicklung das Wachstum des wissenschaftlichen Systems seit dem 17. Jahrhundert eindrucksvoll beschreiben können. Nach seinem Befund verdoppelt sich das wissenschaftliche Wissen etwa alle 15 Jahre und 80 bis 90% aller je gelebten Wissenschaftler leben in der Gegenwart. Auf dieses exponentielle Wachstum reagiert das Wissenschaftssystem nach Peter Weingart durch zwei Mechanismen: erstens eine selektive Aufmerksamkeit in der Betrachtung des produzierten Wissens. So ist es unmöglich, alle Publikationen zu einem Thema zu bearbeiten, was es sehr wahrscheinlich macht, dass der Durchschnittswissenschaftler des 21. Jahrhunderts unbekannt, ungelesen und damit auch unzitiert bleibt. Der zweite Mechanismus ist eine fortschreitende Innendifferenzierung, die sich in der steigenden Anzahl der Disziplinen zeigt und eine Folge der selektiven Wahrnehmung ist. Begleitet wird dies durch eine zunehmende Abstraktion und einer damit wachsenden Distanz zwischen wissenschaftlichem Wissen und

dem Alltagswissen. Zugleich werden die Methoden des wissenschaftlichen Arbeitens auf immer mehr Gegenstandsbereiche ausgeweitet (vgl. Weingart 2003: 31-38).

Vor diesem Hintergrund von Wachstum und Innendifferenzierung des Wissenschaftssystems stellt sich zum einen die Frage nach den geeigneten Organisationsstrukturen, um die Finanzierung der Wissenschaften zu gewährleisten. Gerade vor der Tatsache, dass ein Großteil des wissenschaftlich produzierten Wissens gar nicht kommuniziert wird, kommt immer wieder die Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz wissenschaftlicher Forschung auf. Hierbei wird jedoch ein wesentliches Merkmal wissenschaftlichen Wissens berührt, welches sich in der Geschichte der Wissenschaften als Selbst- wie Fremdverständnis entwickelt hat – die Autonomie der Wissenschaft gegenüber Politik und Wirtschaft. Dabei hat sich der Begriff der Innovation als herausragendes Moment zwischen der Vermittlung der Finanzierung wissenschaftlicher Arbeit und der akademischen Selbstverwaltung etabliert. Die Finanzierung von wissenschaftlicher Arbeit wird hierbei an die Bedingung geknüpft, innovatives und neues Wissen zu produzieren. Kein Antrag auf Forschungsgeld kommt ohne den Hinweis aus, dass die Betrachtung und Analyse entweder qualitativ neues Wissen über einen bereits erforschten Gegenstand verspricht, oder aber ein bis dahin unbehandeltes Problem betrachtet, dessen wissenschaftliche Bearbeitung „lohnenswert“ ist. Gerade in Hinblick auf die wachsende Innendifferenzierung hat sich der interdisziplinäre Blick den Ruf erarbeitet, den Anspruch nach Innovation entgegen zu kommen.

Innovation und Interdisziplinarität werden auch in den Förderanträgen des Sonderforschungsbereichs „Differenz und Integration“ hervorgehoben. Wenn in den folgenden Teilen des Berichts die Arbeitsprozesse und Ergebnisse der AG „Mobilität“ beschrieben werden, soll dies mit dem Wissen um den wissenschaftspolitischen und wissenschaftskulturellen Rahmen geschehen. Dabei soll zum einen die deutsche Forschungslandschaft betrachtet werden und hierbei im Besonderen die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG). Als Hort der akademischen Selbstverwaltung verteilt sie Forschungsgelder und ist damit eine der institutionellen Stützpfeiler der deutschen Wissenschaftspolitik, die das Versprechen von innovativer Wissensproduktion zum Programm erhoben hat. Der Begriff der Interdisziplinarität wird hierbei von der DFG prominent hervorgehoben und bestimmte maßgeblich die Konstitution des Sonderforschungsbereiches 586. Abschließend wird die AG „Mobilität“ als Arbeitsgruppe des Sonderforschungsbereichs vorgestellt.

Aspekte der Forschungslandschaft in Deutschland

Es wurde bereits angedeutet, dass die gesellschaftlichen Forderungen an das Wissenschaftssystem, wie die Einbindung des Erkenntnisgewinns in einen Anwendungskontext, die historisch entwickelte Autonomie der Wissenschaft berührt. Seit den 1990er Jahren hat sich in Deutschland die akademische Selbstverwaltung verstärkt mit dem neoliberalen Mantra der Innovations- und Leistungsfähigkeit auseinanderzusetzen. Die Wissenschaftspolitik implementiert dabei Ideen aus der Managementpraxis in die Wissenschaften. So wurden neue Bewertungssysteme der Leistungsfähigkeit (Rankings und Ratings) entwickelt und der Konkurrenzkampf zwischen den Hochschulen um Studenten und finanzielle Mittel erhöht. Universitäten werden in der Folge mit einer knapper werdenden Grundmittelfinanzierung konfrontiert und müssen (sollen) sich verstärkt um Drittmittel bemühen. Entscheidend für den Wandel der Wissensproduktion ist dabei die Durchsetzung des Projekts als Organisationsformat in der öffentlichen Forschung (vgl. Braun-Thürmann 2010: 76). Aus ökonomischer Sicht haben Projekte den Vorteil, dass die aufzubringenden Ressourcen mit dem in den Projektanträgen in Aussicht gestellten Erkenntnisgewinnen abschätzbar werden. Hierbei werden vor allem solche Projekte unterstützt, die hohe Innovation versprechen können. Mithilfe von Evaluationen von Zwischenergebnissen und festgelegten Befristungen des Mittelzuflusses sind Kontrollmechanismen eingebaut. Projekte können auch an thematische Vorgaben geknüpft werden, womit eine programmatische Einflussnahme auf die Forschung ermöglicht werden kann (vgl. ebd.: 77).

Im Rahmen dieses Arbeitsberichts sind dabei vor allem die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Sonderforschungsbereiche (SFBs) interessant, die eines der Hauptinstrumente der Projektfinanzierung in Deutschland sind. Wie der Name schon andeutet, werden die SFBs über die disziplinären Grenzen hinaus als besondere und langfristige

Grundlagenforschungsinstitutionen konzipiert (bis zu zwölf Jahren). Ziel ist es, neue Erkenntnisse zu einem klar umrissenen Thema zu erlangen. Sonderforschungsbereiche befördern somit das Projekt als Organisationsformat und haben die Interdisziplinarität fest im Programm eingeschrieben. Hierbei stellt sich jedoch die Frage, was Interdisziplinarität im Einzelnen eigentlich bedeutet und welche Folgen Interdisziplinarität für die wissenschaftliche Praxis im Alltag hat.

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft

Die deutsche Wissenschaftsförderung beruht auf zwei komplementären Säulen, die institutionelle oder Grundlagenforschung und die Projektförderung. In den letzten 20 Jahren hat dabei eine Verschiebung der Mittelvergabe hin zur Projektförderung vor allem über Drittmittel stattgefunden, die nicht nur die verschiedenen Forschungsaktivitäten (mit)finanzieren, sondern zunehmend auch als Indikator für die Leistung von Hochschulen angesehen werden und damit weitere Mittelvergaben beeinflussen. Ziel der deutschen Wissenschaftspolitik ist es, durch den Wettbewerb der Hochschulen um Drittmittel die Effizienz und Leistungsfähigkeit des deutschen Hochschulsystems zu steigern (vgl. Hinze 2010: 162).

1920 gründete sich die „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaften“, die eine institutionalisierte Antwort der fünf Wissenschaftsakademien und der Wissenschaftspolitik auf die steigenden Kosten des wachsenden Wissenschaftssystems sein sollte. Als Gesamtvertretung der Wissenschaften war ihr wesentliches Ziel, die bereitzustellenden Mittel an jene Stellen und Kanäle fließen zu lassen, die den größten Nutzeneffekt für das Interesse der Gesamtheit in Aussicht stellte (vgl. Nözöldt 2000: 244). Nach der Neugründung 1949 fusionierte die Notgemeinschaft mit dem Deutschen Forschungsrat am 2. August 1951 zur Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). Mit ca. 30% ist die DFG gegenwärtig der wichtigste Drittmittelgeber der deutschen Hochschulen, gefolgt von der Industrie mit 26%, dem Bund mit 20%, 10% durch die EU sowie 8% durch Stiftungen (Jahr 2008, vgl. Hinze 2010: 168). Die DFG ist dabei das Symbol der akademischen Selbstverwaltung und bildet eines der wichtigsten Scharniere zwischen der institutionellen Stabilität der (west)deutschen Wissenschaft und den wettbewerbsorientierten Reformbemühen für ein effizientes und innovatives Wissenschafts- und Hochschulsystem (vgl. Knie und Simon 2010: 28).

Die DFG ist in ihrer Rechtsform ein eingetragener Verein, deren institutionelle Mitglieder Hochschulen, Forschungseinrichtungen, Akademien und wissenschaftliche Verbände sind. Finanziert wird die DFG sowohl von Bund als auch den Ländern, die im Hauptausschuss vertreten sind und die Mittelverwendung überprüfen.

In der Satzung heißt es unter §1 Zweck des Vereins:

> „Die Deutsche Forschungsgemeinschaft dient der Wissenschaft in allen ihren Zweigen durch die finanzielle Unterstützung von Forschungsaufgaben und durch die Förderung der Zusammenarbeit unter den Forscherinnen und Forschern. Der Förderung und Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses gilt ihre besondere Aufmerksamkeit. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft fördert die Gleichstellung von Männern und Frauen in der Wissenschaft. Sie berät Parlamente und Behörden in wissenschaftlichen Fragen und pflegt die Verbindungen der Forschung zur Wirtschaft und zur ausländischen Wissenschaft.“[1]

In §1 wird also die Hauptfunktion der Finanzierung angesprochen, die dazu dienen soll die Wissenschaft und Forschung insgesamt zu fördern. Hierbei werden neben der Förderung der Gleichstellung von Mann und Frau sowie des akademischen Nachwuchses auch eine Verbindung von Wissenschaft und Politik, nämlich in einer Beratungsfunktion, sowie die Verbindung der Wissenschaft mit der Wirtschaft explizit angesprochen. Auch wenn diese Beziehungen nicht weiter erläutert werden, wird doch deutlich, dass die Beziehung von DFG zu Politik und Wirtschaft in der Satzung nur in eine Richtung hin formuliert wird. Eventuelle Einflüsse von Wirtschaft und Politik auf die Praxis der DFG werden ganz gemäß der Autonomievorstellung des wissenschaftlichen Systems nicht behandelt.

1 http://www.dfg.de/dfg_profil/satzung/index.html, letzter Aufruf am 20.03.12.

Anträge von Forschungsvorhaben werden in einem mehrstufigen Verfahren zunächst von Fachwissenschaftlern betrachtet. Anschließend verfasst eine Gutachterauswahl ein entsprechendes Gutachten, welches in einem zweiten Schritt von gewählten Fachkollegien gesichtet wird. Dieses Verfahren entspricht dem in der Wissenschaftslandschaft typischen „Peer Review" Verfahren, wie es beispielsweise auch in den Wissenschaftsjournalen angewandt wird. Getragen wird es von der Einsicht, dass nur die Fachkollegen den nötigen Überblick über die Forschungssituation besitzen können. Die geprüften Qualitätsmerkmale, die die Erfolgsaussicht des im Antrag formulierten Forschungsvorhaben beschreiben, sind beispielsweise Relevanz, Originalität, Methodik, Aktualität und Durchführbarkeit. Hinzukommt jedoch noch die Erfahrung und Reputation des Antragstellers.[2]

Das „Peer Review" Verfahren ist allerdings nicht unumstritten, obgleich in der Diskussion darüber keine echten Alternativen sichtbar werden. Hinterfragt werden kann zum einen die fachliche Kompetenz der Prüfer sowie deren Befangenheit, die einem wohlgeschätzten Kollegen Gelder ermöglichen oder einem unliebsamen Konkurrenten die Forschung verwehren kann. Auch ist die Sorgfalt der ehrenamtlich arbeitenden Prüfer zu hinterfragen. Negativ stößt hier vor allem der Mangel an Transparenz auf, da sowohl die Gutachten als auch die Gutachter geheim gehalten werden. Es stellt sich hier die Frage, ob eine Institution, die durch öffentliche Gelder finanziert wird, nicht dem Transparenzgebot und dem Informationsfreiheitsgesetz unterliegt. Eine Klage des Chemieprofessors Heinrich Lentz für die Offenlegung wurde im Amtsgericht Bonn 2005 mit der Begründung abgelehnt, dass die DFG keine Behörde sondern ein privatrechtlicher Verein ist. Ein weiterer Kritikpunkt an der DFG erwächst aus ihrer wachsenden Monopolstellung durch die schrittweise Reduzierung der Grundmittelfinanzierung der Hochschulen. Wissenschaftliche Karrieren haben sich in Deutschland zumindest einmal mit einem DFG-Antrag auseinanderzusetzen, was die Befürchtung nährt, dass offene Kritik durch potentielle Leistungsempfänger der Boden entzogen wird (vgl. Lübbert 2006: 14-20).

Innovation und Interdisziplinarität – Zwei Schlüsselbegriffe der Wissensproduktion

Bis hierhin sollten kurz die Ziele der DFG, aber auch einige Kritikpunkte vorgestellt werden. Die DFG hat sich zu einer Schlüsselinstitution in der Finanzierung von Forschung in Deutschland entwickelt und verkörpert dabei die inhaltliche Eigenständigkeit der Wissenschaften gegenüber gesellschaftlichen Interessen. Neben den „Normalverfahren", die die Finanzierung von Einzelprojekten aller Disziplinen behandelt, verfolgt die DFG auch das Ziel der Strukturbildung durch die Finanzierung größerer Vorhaben wie Graduiertenkollegs, Forschergruppen und Sonderforschungsbereiche. Der Web-Auftritt der DFG beschreibt die Ziele der Sonderforschungsbereiche mit der Schwerpunktbildung an Hochschulen durch die „langfristige Förderung von Verbünden; Förderung der interdisziplinären Kooperation; Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses". Die Anforderungen an das Projekt werden entsprechend hoch gestellt und beinhalten: „hohe wissenschaftliche Qualität und Originalität der Teilprojekte auf international kompetitivem Niveau; innovative anspruchsvolle, aufwendige und langfristig konzipierte Forschungsprogrammatik; kohärente Vernetzung der Teilprojekte; angemessene Grundausstattung seitens der antragstellendenden Hochschule(n)."[3] Die DFG gibt für ihre Sonderforschungsbereiche ca. 400 Millionen Euro im Jahr an öffentlichen Mitteln aus, die es zu legitimieren gilt. So sollen die wissenschaftlichen Arbeiten innovatives Wissen herstellen, welches einen unmittelbaren Bezug zur gesellschaftlichen Entwicklung aufweist. Denn, so die Annahme, innovatives Wissen hält die Wirtschaft am Laufen, steigert die Produktivität und damit in der dominanten kapitalistischen Vorstellung der westlichen Welt auch die Ausweitung des allgemeinen Wohlstands. Es verwundert also nicht, dass in den Zielen und den Ansprüchen von Sonderforschungsbereichen der Begriff der Innovation prominent

2 „Wer hat, dem wird gegeben." Dieses umgangssprachlich veränderte Gleichnis des Matthäus-Evangelium wird in der Wissenschaftssoziologie unter dem Begriff Matthäus-Effekt verwendet, um die kumulativen Effekte zu beschreiben, die sich aus der Reputation von Wissenschaftlern ergeben. Vereinfacht zusammengefasst: Wissenschaftler mit guter Reputation arbeiten in den besser ausgestatten Institutionen, bekommen mehr Forschungsgelder, was wiederum ihre Reputation steigert (vgl. Weingart 2003: 23).

3 http://www.dfg.de/foerderung/programme/koordinierte_programme/sfb/kompakt/index.html, letzter Aufruf am 21.03.12.

vertreten ist. Dabei wird innovatives Wissen im Rahmen von SFBs ausdrücklich als interdisziplinär generiertes Wissen beschrieben. Im folgenden Abschnitt sollen die Begriffe der Innovation und der Interdisziplinarität erläutert werden, um deren Bedeutung für die Begründung einer AG „Mobilität" in dem Sonderforschungsbereich „Differenz und Integration" nachzuvollziehen.

Der Begriff der Innovation, der im deutschen Sprachgebrauch bis ins 20. Jahrhundert hinein ein Begriff der Botanik und des Prozessrechts war, wurde erst nach dem 2. Weltkrieg als Neuerung wissenschaftlich-technischer Art verstanden (vgl. Grupp und Fornahl 2010: 131).[4] Innovationen müssen sich wahrnehmbar von vorangegangen Zuständen unterscheiden. Dies beinhaltet auch eine ökonomische Komponente, so stehen Innovationen immer auch in engem Bezug zu Fortschritt und Wirtschaftswachstum. Bezogen auf die Wissenschaft wird Innovation in dem Bereich der Forschung und Entwicklung an einer Erkenntnisorientierung und einer Anwendungsorientierung gemessen. Während die klassische Grundlagenforschung alleine für eine Erkenntnisorientierung steht, ist die klassische technologische Entwicklung nicht erkenntnis- sondern anwendungsorientiert. Es gibt allerdings auch grundlagenorientierte Arbeiten mit hohem Anwendungspotential. Ein Paradebeispiel dafür ist die wissenschaftliche Arbeit von Louis Pasteur. Auch ist eine Praxis der Forschung und Entwicklung denkbar, die weder erkenntnisorientiert noch anwendungsorientiert arbeitet, ob solch eine Praxis existiert, ist allerdings zweifelhaft (vgl. ebd.: 134f.).

Während das Streben nach Innovationen in der Naturwissenschaft am offensichtlichsten in einer technologischen Umsetzung liegt, ist diese Verbindung für die Sozial- und Geisteswissenschaften nicht so leicht herzustellen. Doch gerade wegen der voranschreitenden Innendifferenzierung der Wissenschaften und dem damit befürchteten Verlust eines ganzheitlichen Blickes sollen auch die Geistes- und Sozialwissenschaften dazu beitragen, die wachsende Komplexität soziotechnischer Bezüge in Zeiten epistemischer Unsicherheiten durch Technologiefolgeabschätzung und den Umgang mit Nichtwissen sowie den rapiden sozialen Wandel durch Globalisierung, Individualisierung und technologischen Fortschritt zu verstehen. Im Hinblick auf die Forschungssituation der Sozial- und Geisteswissenschaften wird Innovation daher nicht selten als eine Auseinandersetzung mit den Grenzen der wissenschaftlichen Arbeitsteilung verstanden (vgl. Weingart 1997). Interdisziplinarität ist der Schlüssel eines ständigen Versuches, neue Zusammenhänge zwischen Problem, Methode und Forschungstechniken herzustellen, damit neue und notwendige Erkenntnisse über die sich wandelnde Welt gewonnen werden können. Hierbei schwingt noch der Glaube an einen einheitlichen, aufklärerischen Vernunftbegriff mit, obgleich dieser in dem Relativismus der Postmoderne stark unter Beschuss geraten ist (vgl. Kaufmann 1987: 66).

Interdisziplinarität soll also helfen, Erkenntnisse in einer komplexer werden Welt zu ermöglichen. Eine einfache Synthese von einzelwissenschaftlichen Erkenntnissen scheint kaum noch möglich. Hinzukommt, dass der Anspruch der Gesellschaft gegenüber der Wissenschaft wächst, gesellschaftlich relevantes Wissen zu produzieren. Die Erkenntnisse der Einzeldisziplinen können anscheinend nicht mit der Entstehung neuer Probleme mithalten. Somit fand der Ruf nach Interdisziplinarität seinen Weg in die Wissenschaftspolitik und damit auch indirekt in die Förderungspraxis. Was jedoch Interdisziplinarität im Einzelnen bedeutet, lässt sich nur schwerlich ausformulieren. Dies hängt damit zusammen, dass schon der Begriff der Disziplin nicht eindeutig ist. Für Franz-Xaver Kaufmann sind Disziplinen als ein Verfestigungsgrad wissenschaftlicher Kommunikation zu verstehen, die durch fachgesellschaftliche Zusammenschlüsse, universitäre Zuordnungen, methodische Gemeinsamkeiten, gemeinsame Grundbegriffe, eine gemeinsame Ursprungstradition etc. geprägt sind. Disziplinen unterscheiden sich daher nicht grundsätzlich voneinander, sondern graduell in den oben genannten Dimensionen. Interdisziplinarität ist dabei dort am unproblematischsten, wo viele der Dimensionen sich überlappen. Es gibt ähnliche kognitive Muster mit deren Hilfe Probleme

4 Im deutschsprachigen Raum wird der ökonomische Begriff Innovation vor allem durch die Schriften von Joseph Schumpeter geprägt, der Innovation als Neuerung im Produktionsprozess versteht, die auf einer „schöpferische[n] Zerstörung" alter Strukturen beruht. Der innovative Produzent erlangt eine kurzfristige Monopolstellung, die ihm ein Mehr an Gewinn erbringt, bis die anderen Marktteilnehmer sich an die Innovation angepasst haben, womit dann die alte Struktur durch eine neue Struktur ersetzt wurde (vgl. Schumpeter 1987).

erkannt und unter den Disziplinen kommuniziert werden. Der Übergang von Disziplinarität zur Interdisziplinarität ist also ein gradueller (vgl. ebd.: 67f.).

Interdisziplinarität wird aber dort problematisch, wo die beteiligten Disziplinen keine gemeinsame wissenschaftliche Perspektive für die behandelnden Objekte der Erfahrungswelt besitzen. Anstelle einer wissenschaftlichen Kommunikation tritt dann notgedrungen eine außerwissenschaftliche, alltagssprachliche Verständigung über das Erfahrungsobjekt ein (vgl. ebd.: 69). Veronika Fuerst hat anhand ihrer eigenen Erfahrung mit interdisziplinärer Arbeit in Sonderforschungsbereichen vier heuristische Problemzonen interdisziplinärer Arbeit benannt, die ohne Weiteres auf den Zustand interdisziplinärer Forschung im SFB „Differenz und Integration“ übertragbar sind.

Zunächst ergeben sich aus den verschiedenen Wissenskulturen der Disziplinen epistemologische Probleme. Am eklatantesten ist dies wohl zwischen einer positivistischen Naturwissenschaft und einer konstruktivistischen Sozialwissenschaft. Hierbei treten Schwierigkeiten in der Diskussion der Reichweite von quantitativen und qualitativen Verfahren auf. Dies kann bis zum Absprechen der Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis einer disziplinär fest verankerten Methode durch Kollegen anderer Disziplinen führen (vgl. Fuest 2004: 6).

Der zweite Aspekt behandelt die unterschiedlichen Forschungskonventionen der einzelnen Disziplinen und damit die Frage, welche Themen überhaupt bearbeitbar sind. Dies schlägt sich sowohl in der Unklarheit von verwendeten Begriffen als auch in der Kooperationswilligkeit in der Interdisziplinarität, die in den einzelnen Disziplinen ganz unterschiedlich tradiert sind, nieder (vgl. ebd.: 7).

Als dritten Punkt führt Fuest die organisatorischen Aspekte an. Interdisziplinarität bedarf im besonderen Maße der Kooperation und Kommunikation. Dies erfordert qualifiziertes Personal und vor allem Zeit, damit der ständige Austausch zwischen den Akteuren bewerkstelligt werden kann. Die Akteure müssen auch kooperationswillig sein und offen für andere epistemologische Zugänge. Dabei spielen Sympathie und Identifikation mit dem Gesamtprojekt eine wichtige Rolle (vgl. ebd.: 8-9).

Der vierte Aspekt behandelt die institutionellen Probleme bei der Gestaltung von erfolgreicher Interdisziplinarität. Es fehlt schlichtweg der Anreiz für Wissenschaftler interdisziplinär zu arbeiten. Es fängt damit an, dass eine der wichtigsten Währungen des Wissenschaftssystems, die Reputation, vor allem durch herausragende disziplinäre Arbeit erlangt wird und damit gerade die Differenzbemühungen zu anderen Disziplinen fördert. Die akademische Sozialisation erschwert interdisziplinäre Karrieren von Wissenschaftlern. Hinzu kommt, dass die allgemeine wissenschaftliche Personalpolitik auf großen Fluktuationen beruht. Dies erfordert eine ständige neuerliche Einarbeitung des wechselnden Personals. Dabei wird die meiste Arbeit in den interdisziplinär angelegten Projekten nicht von den Antragstellern, also den Professoren, sondern vom akademischen Mittelbau und Nachwuchs geleistet. Diese müssen allerdings ihre eigenen Förderungsfristen in ihrer akademischen Weiterbildung einhalten, die hohe Zeitaufwendungen für interdisziplinäre Projekte erschwert (vgl. ebd.:11f.).
In den von Fuest beschriebenen Erfahrungen zeigt sich, dass zwischen Anspruch und Wirklichkeit interdisziplinärer Forschung große Lücken bestehen. Zwar gibt es Versuche der DFG, Koordination in den geförderten Projekten zu institutionalisieren, aber dennoch scheint der allgemeine Ruf nach Interdisziplinarität doch zu häufig in den tradierten Strukturen wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion zu verhallen.

Die AG „Mobilität“ – eine interdisziplinäre Arbeitsgruppe des SFB 586

Bis hierhin sollte deutlich werden, dass die Forschung in der gegenwärtigen Wissenschaftslandschaft verstärkt durch die Akquise von Drittmitteln realisiert werden soll. Besonders attraktiv sind in Deutschland jene Projektfinanzierungen, die langfristig ausgelegt sind und strukturbildend an den Hochschulen wirken. Die Bewilligung eines Sonderforschungsbereichs durch die DFG gibt den beteiligten Hochschulen Planungssicherheit, Ansehen und die Möglichkeit zur Profilbildung. Daher wird ein entsprechender Aufwand betrieben, die Anträge so zu verfassen, dass der innovative Erkenntnisgewinn der beteiligten Projekte offenkundig wird. Interdisziplinarität spielt hierbei eine Schlüsselrolle.

Im Jahr 2001 hat sich der SFB 586 „Differenz und Integration“ gegründet, da die DFG von dem Forschungsvorhaben überzeugt werden konnte. Beteiligt waren die Universität Leipzig und die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg sowie das Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung (MPI) in Halle, das Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung (UFZ) in Leipzig sowie das Leibniz-Institut für Länderkunde (IfL) in Leipzig und das Orient-Institut in Beirut. Gemäß den Ansprüchen der DFG an innovative Forschung sollten neue Erkenntnisse über die Interaktion von Nomaden und Sesshaften gewonnen werden. Die Geschichte des SFB 586 besteht aus drei Förderphasen, die jeweils vier Jahre umfassen. Hierbei wurden die geförderten Projekte unter abstrakten Thematiken aufgeteilt wie „Konflikt und Kontrolle“, „Grenzen und Übergänge“ oder „Integration und Anbindung“. In der letzten Förderphase wurden Arbeitsgruppen als verbindendes Element eingeführt, die anhand von Kernthemen die eigentliche interdisziplinäre Arbeit ermöglichen sollten. Ihre Mitglieder stammten jeweils aus den unterschiedlichen Teilprojekten. Eine solche Arbeitsgruppe war die AG „Mobilität“, die sich in der dritten und letzten Förderphase konstituiert hat. Bevor Maria Hahnekamp in ihrem Beitrag die Prozesse der Begriffsbildung näher beschreibt, soll an dieser Stelle kurz darauf eingegangen werden, warum das Thema der Mobilität für eine Arbeitsgruppe gewählt wurde.

Die Verbindung von Mobilitätsphänomenen einer dem Selbstverständnis nach sesshaften Moderne mit dem Bild des Nomaden hat in der akademischen Prosa postmoderner Provenienz eine anhaltende Konjunktur. Der Nomade ist hierbei eine Kernmetapher in der Beschreibung sozialen Wandels. In einer Welt, in der soziale Grenzen durch Technologisierung (Digitalisierung), Globalisierung und Individualisierung verschwinden, wird der mobile Mensch zum neuen Leitbild einer „flüchtigen Zeit“ (Baumann 2005). Die neoliberale Neuorganisation des Kapitalismus predigt die Flexibilität des Menschen (Sennet 1998) und macht den Jetsetter zur Ikone seiner Zeit.

Mobilitätphänomene sind im Lichte dieser prominenten Zeitdiagnose ein interessantes Themengebiet, werden hier doch vielseitige Phänomene des Wandels deutlich. Dem Soziologen fallen da vielleicht soziostrukturelle Mobilitätsphänomene wie der soziale Auf- und Abstieg von Klassen und Individuen ein, dem Politikwissenschaftler geopolitische Mobilitätsphänomene wie Flucht und Vertreibung und dem Ökonomen das Phänomen der Migration in seinen vielfältigen Ausprägungen. Allein schon dieser Überblick über Mobilitätsphänomene, der den Nomadismus noch gar nicht mit beinhaltet, macht deutlich, wie breit das zu bearbeitende Themenfeld „Mobilität“ ist. Durch die Spezialisierung und Ausdifferenzierung der Wissenschaften machen entsprechend viele wissenschaftliche Disziplinen Mobilität zum Thema. Eine themenbezogene Forschung kann also auf eine Vielzahl von disziplinären Zugängen bauen, die für sich allein schon so komplex sind, dass eine ganzheitliche Betrachtung nur in der Zusammenarbeit der Disziplinen ermöglicht werden kann. Hinzukommt, dass der epistemische Charakter der Mobilität eine Sache mit der Interdisziplinarität gemein hat – die Grenzüberschreitung.

Aufgrund der Reichweite und Vieldeutigkeit, aber auch der vermeintlichen Unschärfe des Mobilitätsbegriffes lässt sich relativ leicht die Notwendigkeit formulieren, Mobilitätsphänomene interdisziplinär zu betrachten. Wenn aber bis zu dieser Stelle von Mobilität gesprochen wird, kann dies zunächst nur im Sinne eines im Alltag verwurzelten Sprachgebrauchs geschehen. Aus diesem Alltagsverständnis heraus lässt sich nur sagen, dass Mobilität gewissermaßen in aller Munde ist. Um jedoch Mobilität als Thema wissenschaftlich zu bearbeiten, besteht die Schwierigkeit eine Forschungsfrage zu finden, die den Mobilitätsbegriff notwendigerweise perspektivisch einengt, damit dieser überhaupt bearbeitbar wird. Dieser Herausforderung standen die Mitglieder der AG „Mobilität“ gegenüber, ohne dass diese zuvor bei der Antragsstellung mitgewirkt hatten. Das Ziel war es, einen innovativen Mobilitätsbegriff zu entwickeln, der die Befunde der empirischen und historischen Studien des SFB über den Nomadismus mit der zeitgenössischen Mobilitätsforschung verbindet. Hierbei rücken gerade jene Mobilitätsphänomene in den Blick, die in der Interaktion von Sesshaften und Nomaden auftreten können.

Ausblick

Epistemisch lässt sich also meines Erachtens relativ leicht ein interdisziplinärer Zugang bei der Betrachtung von Mobilitätsphänomene begründen. Auch ist die Hoffnung gut begründet, dass durch eine erfolgreiche Synthese von nomadischer Mobilität mit der Mobilitätsforschung sesshafter Gesellschaften ein innovatives Theoriegebilde entstehen kann. Dies war der durch den Antrag festgelegte Ausgangspunkt, dessen Begründung durch die DFG für plausibel gehalten wurde. Dass jedoch die interdisziplinäre Zusammensetzung der AG „Mobilität“ nicht allein Ausdruck epistemischer Notwendigkeiten ist, sondern auch Symptom zeitgenössischer Förderungspraxis, sollte hier deutlich werden. Forschungsanträge müssen den allgemeinen Ruf nach Innovation und Interdisziplinarität erfüllen, wie jedoch dies im Einzelnen gestaltet wird, ist abhängig von den Interaktionen der beteiligten Wissenschaftler, von ihrer Motivation und ihrem Einfühlungsvermögen. Allerdings ist die Forschungssituation zu einem gewissen Teil vorstrukturiert durch wissenschaftspolitische Programme und den damit verbunden Förderungspraxen, die auf Vorstellungswelten über Sinn und Nutzen wissenschaftlicher Arbeit beruhen. Wie die Möglichkeiten interdisziplinärer Forschung allerdings genutzt werden, welche Interaktionen eine Rolle spielen und wie die Geschichten der Erkenntnisgewinnung ständig neugeschrieben werden, soll in den folgenden Teilen des Berichts näher erläutert werden.

Der zweite Teil stellte somit die Bedeutung interdisziplinären Arbeitens im Allgemeinen heraus, das Ansprüchen an innovative wissenschaftliche Forschung entsprechen soll. Im Folgenden wird nun nachvollzogen, wie die interdisziplinäre Kooperation in der AG im Rahmen des SFB 586 praktisch funktionierte. Die vierjährige Arbeitsphase als ethnologisches Fallbeispiel fassend, nähert sich Maria Hahnekamp der AG zunächst auf deskriptiver Ebene: Wichtige Arbeitsschritte werden anhand von Protokollen, Zusammenfassungen der SFB-Plenen, auf denen die Arbeit der AG repräsentiert wurde, und Auszügen aus der Literatur, mit denen sich die AG-Mitglieder eingehend beschäftigte, chronologisch nachgezeichnet. Dabei werden die inhaltlichen Denkschritte bei der Begriffsbildung zu Mobilität in einer Analyse offengelegt. Die Darstellung bietet somit zugleich wertvolle Einblicke in den aktuellen Forschungsstand zum Thema. Auf der Metaebene bedient sie sich Begriffen wie social worlds, arenas, boundary objects und „Konventionen“, um den Prozess der Konsensstiftung in einer interdisziplinären Gruppe, die gerade durch die unterschiedlichen Wissenshintergründe, Ansprüche und Zielvorstellungen immer auch von Unsicherheit geprägt ist, kritisch zu bewerten.